



Foto: Die Reitlehrerin Simone Kempkes mit ihrem zehnjährigen Wallach in der Piaffe. Sie bildet das Pferd seit fünf Jahren aus. (Bild: B. Hübscher)

Reit-Kunst

Von Bettina Hübscher

Ohne Pferde waren Kriege nicht denkbar. Sie waren Statussymbol, Arbeitstier und Fleischlieferant. Dann kam die Motorisierung, das Pferd wurde überflüssig. Die Sehnsucht bleibt.

Pferde lassen fast niemanden kalt. Die meisten fürchten sich ein wenig vor den grossen Tieren. Andere lieben sie. Diese Liebe ist gross, unverbrüchlich, überdauert die Jahre und manche andere Liebesgeschichte. Wie schön sie sind, wie elegant und stark! Angesteckt mit dem Pferdevirus werden vor allem Mädchen in ihrer schwärmerischen Phase. Sie hängen grosse Poster von grossen schwarzen Hengsten übers Bett und träumen von ihrem Ersatzobjekt – bis eines Tages die Liebe zu den schönen Tieren verblasst. Die stinkenden Gummistiefel, Reithelm und Peitsche vergammeln im Keller.

Pferdeland Schweiz In der Schweiz hat der Pferdebestand in den letzten zehn Jahren zugenommen. Von 61'000 Pferden, Ponys und Eseln im Jahr 2000 ist er auf 76'000 Tiere angestiegen. Immer mehr Bauern bauen ihre Kuhställe um und bieten Pensionsplätze für Pferde an. Sie tun dies oftmals mit viel Liebe zum Pferd und gehen geduldig auf die jeweiligen Launen und Forderungen der Besitzerinnen ein. Mein Pferd hat zu viel Fütter, nein zu wenig, es

linke Hirnhälfte oder rechte Hirnhälfte. Charaktertypologien sind in der Psychologie und der Medizin schon lange beliebt, weshalb also nicht fürs Pferd.

Klassische Reitkunst Eine Art Renaissance erleben zurzeit auch die Lehren der klassischen Reitkunst. Einige Reitmeister bilden nach den Grundsätzen der klassischen Lehre Reitlehrer und Freizeitreiter aus und ermöglichen es so, dass diese Techniken und Überzeugungen, die jahrhundertlang vor allem dem Adel und der Kavallerie vorbehalten waren, einer breiten Masse von Freizeitreitern zugänglich wird. So übersetzt und erläutert der Däne Bent Brandrup die Schriften von Reitmeistern der Renaissance bis zum 18. Jahrhundert und bietet damit einen Einblick in eine längst vergangene geglaubte Welt. Alois Podhajsky, jahrelang Oberbereiter an der Wiener Hofreitschule, stellt in seinen Publikationen sein Wissen zur Verfügung, denn ohne Theorie kein Können.

Ebenfalls bekannt ist Philippe Karl. Er war Oberbereiter der «Cadre Noir» in Saumur, dem französischen Pendant zur Wiener Hofreitschule. Die Cadre Noir diente im 19. Jahrhundert der reitlichen Ausbildung des militärischen Kadets. Er kritisiert in seinen Kursen und Schriften die Praktiken der modernen Dressurreiterei aufs Schärfste und ermahnt zu einer Rückbesinnung auf die Lehren alter Meister. Mit «modern» sind die Grundsätze und Techniken des Dressurreitens gemeint, wie sie in den letzten Jahrzehnten gelehrt werden. Dabei entbrennt ein Kampf, welche Zügelführung anatomisch und physiologisch fürs Pferd das Beste ist und wie der Einsatz des Gewichts und des Beins erfolgen muss, um die elegante, leichtfüssige Dressurreiterei zu zeigen.

Auf dem Boden des Disputs übers richtige Reiten gedeiht mancher Nationalismus. So meint denn der französische Reitmeister J. C. Racinet in einer Publikation aus dem Jahr 1997 über deutsche Reiter: «Die Franzosen lieben die Eleganz, selbst im Bereich der Technik» ... Abgesehen davon ist es «befriedigend für den Geist», was für einen Franzosen sehr wichtig ist ... Die Deutschen mögen nichts, was statisch ist: Sie brauchen Bewegung (vielleicht wegen eines inneren Gefühls der Unsicherheit, welches zuweilen auch aggressiv machen kann...)

Über die angemessene Reittechnik werden nationale Ressentiments ausgetragen, es wird auch nationaler Stolz und Identität hergestellt. Natürlich sind die Österreicher mit Recht unglücklich stolz auf die Wiener Hofreitschule und das Überdauern der gepflegten Reitkunst dieser im 18. Jahrhundert für den Adel gegründeten Institution. Mittlerweile werden dort seit einigen Jahren mangels genügend männlichen Interessenten sogar Frauen ausgebildet, und die Hofreitschule kämpft seit Jahren mit finanziellen Problemen.

Und wieso nun Reit-Kunst? Das Dressurreiten entspringt ursprünglich dem militärischen

Reiten. Schlachten, wie sie bis ins 19. Jahrhundert ausgefochten wurden, erforderten schnelle, wendige, mutige Pferde, die ihren Reiter sicher durchs Getümmel trugen und sich Platz verschafften, wenn es nötig war. Sprünge, um die eigene Achse drehen, sich bäumen, vom Stehen aus losgaloppieren, seitwärts gehen. All diese Bewegungen mussten jederzeit abrufbar sein. Die Soldaten sollten eine solide reitliche Ausbildung erhalten. Daher entstanden überall in Europa verschiedene militärische Reitschulen. Der Adel pflegte das gepflegte Reiten als Freizeitbeschäftigung weiter. So ist bekannt, dass Kaiserin Elisabeth von Österreich, besser bekannt als Sissi, eine begeisterte, geschickte Reiterin war, die die Übungen der Hohen Schule beherrschte.

Die Bewegungen der Hohen Schule zeigt ein Pferd auch im Spiel oder als Imponiergehabe. Hengste im Kampf bäumen sich, tänzeln, drehen sich blitzschnell um die eigene Achse. Diese Bewegungen nennt man Levade, Piaffe, Pirouette.

Was genau nun ist am klassischen Dressurreiten Kunst? Um ein Pferd bis zur Hohen Schule zu bringen, braucht es Jahre geduldigen Übens, Wiederholens und Festigens. Das Pferd wird zum Tänzer. Es wird muskulös und beweglich, aufmerksam und gelehrig. Dies erfordert einen guten Reiter. Die Hand muss fein und nachgiebig sein, der Sitz gefestigt, das Bein lang und ruhig. Einfühlung und Geduld, aber auch Durchsetzung und Kraft sind Eigenschaften, die unabdingbar sind fürs gute Reiten.

Reiterliche Tradition in der Schweiz In der Schweiz hat das Pferd zwar den Freizeittraum erobert, die Kavallerie, 1874 begründet und jahrzehntlang der Stolz und die Elite der Schweizer Armee, wurde 1972 jedoch aus Kostengründen abgeschafft. Eine Erinnerung an stolze Tage der Kavallerie bieten heute noch die wunderschönen alten Reithallen im Nationalen Pferdezentrum Bern. Hier findet man, was übrig geblieben ist von der Eidgenössischen Militärpferdeanstalt EMPFA, die ebenfalls aus Kostengründen 1996 vom Militärdepartement verkauft wurde, und seit 1997 unter dem Namen Nationales Pferdezentrum Bern (NPZ) als Genossenschaft geführt wird. Der Verkauf erfolgte trotz einer Petition mit über 400'000 Unterschriften, die dies verhindern wollte.

2010 drohte der Tradition des Pferdesports neues Ungemach. Der Bundesrat beschloss, die Bundesbeiträge für das Nationale Pferdegestüt in Avenches zu streichen. Diesmal war der Widerstand erfolgreich. Der Ständerat Peter Bieri konnte mit einer Motion durchsetzen, dass der 147. Artikel des Landwirtschaftsgesetzes geändert wurde und damit der Staat verpflichtet wird, ein Nationalgestüt zu betreiben. Dies sei schliesslich ein Kulturgut. Er fand breite Unterstützung im Nationalrat.

SCHLACHTFELD

Von Lukas Vogelsang

Das Ende der Golf-Saison naht. Während wir Golfer im Sommer in der Hitze verglühen, werden wir jetzt vom Golfplatz geschwemmt oder der Ball driftet mit dem Wind in die Einfamilienhausreihe nebenan. In Stiefeln Golf spielen geht nicht, und so ganz schottisch veranlagt bin ich trotz der rötlichen Haarpracht nicht wirklich. Für die Schotten kann das Wetter nicht-garstig genug sein. So war es doch eben diesen Sommer in Crans, im Wallis: Das grosse Golfturnier bei Nebel – teils konnte man das Ziel vom Abschlag nicht sehen. Zum Glück spiele ich momentan keine Tourtiere. Dieser «Hardcore» ist nicht unbedingt mein Golfspiel – ich zähle wohl eher zu den «Kaffeegolfern». Eigentlich heisst es ja «Kaffeeseegler», was mit gemütlich und Unsportlichkeit zu tun hat. Was bei mir, zumindest was das Wetter angeht, zutrifft (niemand nennt sich freiwillig unsporlich – auch wenn es die eigene Figur deutlich macht).

Es wird Zeit, eine oft überschätzte Annahme zu korrigieren: Man hat oft das Gefühl, dass auf dem Golfplatz gross Geschäfte gemacht werden. Das ist nicht wirklich korrekt. Wenn das Spiel läuft, rennt man fast von einem Loch zum anderen – da ist kaum Zeit zum Plaudern. Nur wenn die Unsportlichkeit überwiegt, oder die Gruppe vor unserer staub (Golf hat wahrsinnig viel mit Zeit, Pünktlichkeit und Effizienz zu tun), hat man Zeit zum Reden. Lustigerweise weiss ich den Namen der Mitspieler oft erst nach dem dritten Loch. Nach dem vierten weiss ich vielleicht, woher sie kommen. Mir fehlt die Luft bei dieser Rennerlei und Materialschlacht. Ja, Konzentration ist beim Golfspiel wichtig. Erwähne ich aber bei einem Apéro oder bei einer Versammlung «Golf», bin ich jeweils erstaunt, wer alles mitspielt oder wie gross das Interesse ist. Da entstehen interessante Seilschaften – aber eben: nicht wirklich auf dem Spielplatz.

Und stellen wir uns einmal vor (es regnet während ich schreibe draussen ununterbrochen in Strömen), man kämpft sich durch eine 18-Loch-Anlage wie ein Füsilier auf der Kampfbahn – da hat man nicht wirklich Lust auf einen Schlamm-Handschlag. Dazu kommt, dass unter diesen Bedingungen die Resultate alles andere als ermunternd sind und man gerne, unter Ausreden, ins Trockene verschwindet.

Sie fragen sich jetzt, warum es Menschen gibt die noch Golf spielen? Ganz einfach: Weil beim Golf das «wahre» Leben, die Natur, die eigenen Fähigkeiten, die Sozialkompetenzen, das Training, Belastungsgrad und Ausdauer, gleich gefordert sind. Golf vereint sehr viel «Lebensges» und geht spielerisch damit um. Das ist das kleine Geheimnis des sogenannten Golf-Virus. Diese Lebendigkeit fehlt mir bei vielen Kulturveranstaltungen.